

«Wenn man nur nach Rezept handelt, besteht die Gefahr, dass man die Rezepte einfach abspult, ohne zu wissen, was man weshalb wie gemacht hat»

Von Marc Fischer

Die PH FHNW rückt im laufenden Jahr die Praxisbedeutsamkeit in den Fokus. Warum hat die Hochschulleitung den Begriff «Praxisbedeutsamkeit» gewählt? Inwiefern geht er über bloße «Nützlichkeit» hinaus? Wo liegen die Grenzen dessen, was ein Studium leisten kann? Und weshalb ist die gemeinsame Verantwortung von Hochschule und Schulen so wichtig?

Diese Fragen erörtern Claudia Schmellentin, Leiterin des Instituts Sekundarstufe I und II (ISEK) und Mitglied der Hochschulleitung der PH FHNW, Corinne Wyss, Leiterin der Professur Berufspraktische Studien und Professionalisierung Sek I am ISEK, und Andrea-Sandro Portapia, Schulleiter der Primarschule Egerkingen (SO) und Praxisbeirat der PH FHNW.

Im Duden ist der Begriff «Praxisbedeutsamkeit» nicht vorhanden und die Resultate bei Online-Suchmaschinen sind sehr überschaubar. Andrea-Sandro Portapia, was haben Sie darunter verstanden, als Sie den Begriff erstmals gehört haben?

Andrea-Sandro Portapia: Im Praxisbeirat der PH FHNW war «Praxisbedeutsamkeit» jüngst Thema. Ich habe es für mich zunächst so definiert: Inwiefern ist das, was man im Studium macht, für die Praxis sinnvoll und nützlich. Inwiefern können wir als Schule von dem profitieren, was im Studium gemacht wird. Was ist im Studium alles bedeutsam für die Praxis.

Die Hochschulleitung macht sich schon länger vertieft Gedanken zum Thema «Praxisbedeutsamkeit». Claudia Schmellentin, deckt sich diese Kurzdefinition mit Ihrem Verständnis?

Claudia Schmellentin: Der Nützlichkeitsbegriff ist in meinen Augen etwas schwierig. Was ist «nützlich»? Nützlichkeit ist stark von der Situation abhängig. Das Studium sollte die Studierenden jedoch befähigen, in verschiedenen, auch nicht vorhersehbaren Situationen professionell zu handeln. «Praxisbedeutsamkeit» bedeutet also nicht, dass die Inhalte direkt in der Praxis verwertet werden können, sondern dass die Inhalte des Studiums die Studierenden darin unterstützen, die mitunter komplexe Praxis besser zu verstehen, um ihr Handeln in der Praxis zu analysieren, Handlungsoptionen abzuleiten und ihr Handeln zu begründen und weiterzuentwickeln. Aber ja, ein praxisbedeutsames Studium soll den Studierenden auch ermöglichen, Handlungsroutinen aufzubauen. Der Begriff «Praxisbedeutsamkeit» ist allerdings nicht auf die Aus- und Weiterbildung beschränkt, sondern auch die Forschung an der PH ist insofern praxisbedeutsam, als sie einen Beitrag leistet, die Praxis besser zu verstehen.

Corinne Wyss: Ich pflichte dem bei. Es ist aber immer die Frage, wie wir «Nützlichkeit» definieren. Gerade das Fachwissen, das die Studierenden bei uns in den Fachwissenschaften aufbauen, muss ja über das hin-

ausgehen, was die Lehrpersonen später im Unterricht vermitteln. Dennoch ist das Wissen «nützlich Wissen». Sie brauchen dieses Wissen, es ist notwendig für ihre berufliche Tätigkeit. Die Frage ist also, was ist die Definition von «nützlich sein»?

Claudia Schmellentin: Genau.

Corinne Wyss: Aber klar, es ist nicht nur das, was sie dann im Unterricht 1:1 verwenden können. Es gibt logischerweise ein Konglomerat von verschiedenen Wissensfacetten, Fähigkeiten und Haltungen, welche die Studierenden an der PH erlernen oder erweitern, die dann später im Beruf bedeutsam sind.

Claudia Schmellentin: Und das in einem Zusammenspiel.

Die Definition von «nützlich» ist sicher wichtig. Die einen verstehen darunter wahrscheinlich etwas «Rezeptartiges». Andrea-Sandro Portapia, wenn jemand von der PH ins Praktikum an die Primarschule Egerkingen kommt oder dort eine Anstellung erhält, was muss er oder sie dann mitbringen?



«Wenn ich das nötige Hintergrundwissen mitbringe, kann ich meinen Unterricht eigenständiger gestalten und mich selbst sowie meinen Unterricht bewusst weiterentwickeln»: Claudia Schmellentin, Leiterin des Instituts Sekundarstufe I und II der PH FHNW. Foto: Marc Fischer

Andrea Portapia: Eine Kombination von fachlichem und theoretischem Wissen, die einem hilft, alltägliche Situationen zu bestreiten. Das Rezept finde ich ein gutes Stichwort. Oft haben Studierende oder auch Absolvent*innen einer Weiterbildung das Gefühl, sie erhielten ein Rezept, könnten dieses dann 1:1 umsetzen und dann funktioniere es immer. Aber man braucht theoretisches Hintergrundwissen, um gewisse Situationen im Beruf zu meistern. Um reflektieren zu können und zu merken, aufgrund dieser oder jener Tatsache kann ich jetzt so oder anders reagieren. Und man kann eben nicht ein vorgefertigtes Rezept einfach immer abspulen. In diesem Sinne ist «nützlich sein» tatsächlich ein schwieriger Begriff. Was ist Nutzen letztendlich? Von jemandem, den ich an unserer Schule einstelle – ich habe weniger mit den Praktikant*innen zu tun als mit neuen Lehrpersonen – erwarte ich, dass dieses Wissen

vorhanden ist. Und zwar nicht nur auf den Unterricht bezogen, sondern auch auf alles bezogen, was im Hintergrund auch noch dazu gehört.

Oft spricht man von «Know-how». Müsste man diesen Begriff erweitern auf «Know-why» und «Know-what»? Könnte man dadurch Praxisbedeutsamkeit deutlicher oder besser verständlich machen?

Claudia Schmellentin: Wir müssen den Studierenden sicher das Wozu erklären können. Nehmen wir die Fachwissenschaften. In diesem Bereich erwartet niemand, dass das Studium ganz nahe an der Praxis ist. Als Deutschdidaktikerin habe ich in der Lehre vermutlich mehr Phonologie (Lautlehre) gemacht als in einem Germanistikstudium. Das war aber nicht nur zum Plausch. Wichtig war mir dabei, den Bezug zum



«Die Praxiselemente und die Module an der Hochschule müssen verschränkt werden. Auch wichtig ist, dass an der PH das aufgegriffen, besprochen und diskutiert wird, was die Studierenden in den Praktika erleben»: Corinne Wyss, Leiterin der Professur Berufspraktische Studien und Professionalisierung Sek I am Institut Sekundarstufe I und II der PH FHNW. Foto: Christian Irgl

Schrifterwerb zu machen und zu zeigen, inwieweit das Wissen benötigt wird, um Fehler zu diagnostizieren und adäquate didaktische Massnahmen abzuleiten. Die Studierenden – so meine Erfahrung – lassen sich durchaus auch auf sehr abstrakte Themen ein, die eben nicht direkt verwertbar sind, wenn sie deren Relevanz für ihre beruflichen Fähigkeiten – hier Diagnosefähigkeiten – erkennen können.

Corinne Wyss: Im Bereich der berufspraktischen Studien ist das Warum auch in den Praktika sehr wichtig. Dass sich die Studierenden gut überlegen, warum sie in einer Unterrichtssequenz im Praktikum etwas machen. Während ihres Studiums sollen sie lernen, dass sie sich das Warum für ihren Unterricht ebenfalls überlegen – und anschliessend reflektieren, warum eine Lektion funktioniert hat und eine andere weniger. So merken die Studierenden, dass ein Rezept womöglich auf den ersten Blick praktisch erscheint, aber dass es dann trotzdem nicht funktionieren kann. Die Umstände – sei es das soziale Gefüge in der Klasse oder «bloss» die Tageszeit, an der die Lektion stattfindet – sind jeweils anders und machen das Unterrichten komplex. Darauf muss man eingehen und sich das «Why» überlegen können.

Claudia Schmellentin: Wenn man nur nach Rezept handelt, besteht die Gefahr, dass man die Rezepte einfach abspult, ohne zu wissen, was man weshalb wie gemacht hat. Ich habe viel weniger Freiheiten, wenn ich nach Rezepten arbeite, die ich nicht verstehe. Wenn ich das nötige Hintergrundwissen mitbringe, kann ich meinen Unterricht eigenständiger gestalten und mich selbst sowie meinen Unterricht bewusst weiterentwickeln.

Studentin Miriam Märki (vgl. S.17) hat sich im Gespräch ganz oft auf die Fachdidaktiken und Fachwissenschaften bezogen. In diesem Bereich war die Praxisbedeutbarkeit für sie offensichtlich. Schwieriger sei es, bei erziehungswissenschaftlichen Theorien die Praxisbedeutbarkeit oder die Anknüpfungspunkte an die Praxis zu vermitteln.

Andrea-Sandro Portapia: Ich weiss nicht, ob es wirklich die Anknüpfungspunkte sind oder ob aus Sicht der Studierenden einfach der Bezug zur Praxis im ersten Moment weniger erkennbar ist. Auf der Primarstufe im Zyklus 1 und 2 ist Entwicklungspsychologie ein grosses Thema, wenn es darum geht, was für die Kinder überhaupt leistbar ist. Wenn einem hier das Hintergrundwissen aus der Entwicklungspsychologie fehlt, beharrt man im schlimmsten Fall auf etwas, das im Lehrmittel steht, und verurteilt vielleicht das Lehrmittel, weil es nicht genau das bringt, was man aktuell braucht. Dabei könnte man mit Hintergrundwissen aus der Entwick-

lungspsychologie selber erkennen, dass etwas nicht möglich ist, und es mit gutem Gewissen weglassen und später aufgreifen. Solche Theorien sind im ersten Moment sicherlich weniger anschlussfähig für die Studierenden, die sich dann fragen, wofür sie das brauchen. Für die Studierenden steht oft im Zentrum, zu wissen, was im Lektionsplan enthalten ist, welche Kapitel sie behandeln müssen und wohin sie mit der Klasse kommen sollen, statt zu überlegen, was die Klasse überhaupt braucht, um dorthin zu kommen.

Claudia Schmellentin: Das verstehe ich auch. Für die Studierenden steht zuerst einmal der Unterricht im Fokus. Und damit die Frage: Wie kann ich im Unterricht in einer konkreten Situation bestehen? Da hilft es zunächst, wenn ich einem Rezept folgen oder nach einer eingeübten Routine handeln kann. Das entlastet und macht den Blick frei für andere Aspekte, die ebenfalls relevant sind. Trotzdem müssen wir die Studierenden dazu befähigen, ihre Routinen auf Basis von wissenschaftlichen Erkenntnissen zu hinterfragen und weiterzuentwickeln. Viele der Studierenden arbeiten heute bereits während des Studiums, was ihr Bedürfnis nach Verwertbarkeit im Schulalltag noch stärkt. Sie bauen bereits Routinen auf, um im Alltag zu bestehen. Umso wichtiger ist es, dass sie im Studium die Gelegenheit bekommen, diese bewusst weiterzuentwickeln. Wir können das Studium nicht nur auf die momentanen Bedürfnisse ausrichten. Als Hochschule müssen wir zukunftsgerichtet handeln und die Grundlage dafür schaffen, dass die Studierenden auch zukünftige und veränderte Situationen meistern können.

Wie kann man das den Studierenden präsenter machen?

Andrea-Sandro Portapia: Ich glaube, jedes Studium hat seine Grenzen. Man kann nicht alle Inhalte mitgeben. Ich bin, wie gesagt, nicht so nahe dran an den Studierenden im Praktikum, aber ich tausche mich doch regelmässig mit ihnen aus. Immer wieder kommen die gleichen Themen auf den Tisch. Der Klassiker ist der Elternabend. Aber hier hat das Studium einfach Grenzen. Auch mit noch so vielen Praktika wird man nie in die Situation versetzt, in der man später ist, wenn man die Verantwortung als Klassenlehrperson hat. Oder nehmen wir das Thema schwierige Elterngespräche. Das kann man im Studium lange simulieren, man spürt erst, was es heisst, wenn man wirklich in der Situation ist und die Verantwortung trägt. Es ist einfach etwas anderes, wenn ich eine Situation im Klassenzimmer habe, als wenn ich sie im Studium mit Mitstudierenden simuliere. Ich stelle es mir deshalb schwierig vor, solche Dinge noch näher an die Praxis zu bringen. Die Studierenden müssen die Theorien



«Auch mit noch so vielen Praktika wird man nie in die Situation versetzt, in der man später ist, wenn man die Verantwortung als Klassenlehrperson hat»: Andrea-Sandro Portapia, Schulleiter Zyklus 2 an der Primaschule Egerkingen (SO) und Praxisbeirat der PH FHNW. Foto: Christian Irgl

dahinter lernen. Das Gefühl, wie es wirklich ist, werden sie erst später erfahren, wenn sie sich wirklich in so einer Situation befinden.

Corinne Wyss: Wenn sie Praktika absolvieren, sind sie tatsächlich in einem geschützten Rahmen ...

Andrea-Sandro Portapia: ... und eng begleitet ...

Corinne Wyss: ... genau. Sie übernehmen anfänglich nur kürzere Unterrichtssequenzen, die Praxislehrperson ist stets mit dabei, sie können die Schulleitungen um Rat fragen. Wenn sie an Elterngesprächen mit dabei sein können, ist das Gespräch von der Praxislehrperson geleitet. Die Studierenden können alles miterleben, aber haben nicht die gleiche Verantwortung wie in einer eigenen Klasse. Das ist sicherlich ein wichtiger Aspekt. Um auf die Frage nach dem Präsentermachen zurückzukommen: Wir haben vorhin schon die Frage nach dem Warum diskutiert. Hier ist es sicherlich wichtig, dass wir das Warum an der PH noch besser erklären. Dass wir im genannten Beispiel der Entwick-

lungspsychologie die Theorien und das Wissen dahinter nicht nur vermitteln, sondern aufzeigen, wofür es später im Unterricht wichtig ist. Diese Verschränkung ist essenziell. Die Praxiselemente und die Module an der Hochschule müssen verschränkt werden. Auch wichtig ist, dass an der PH das aufgegriffen, besprochen und diskutiert wird, was die Studierenden in den Praktika erleben. Das machen wir in den Reflexionsseminaren, in denen in aller Regel Fälle oder Situationen behandelt werden, welche die Studierenden einbringen. Hier gäbe es aus meiner Sicht noch Potenzial, dies auch in den Erziehungs- oder Fachwissenschaften noch vermehrt zu machen. Eine weitere Option ist es, vermehrt (Praxis-)Lehrpersonen punktuell in die Lehrveranstaltungen hineinzuholen, damit ihre Perspektiven und Erfahrungen konkret miteinbezogen werden können. Das wäre für den Verschränkungsaspekt sicherlich sehr wertvoll.

Claudia Schmellentin: Ja, wir haben als pädagogische Hochschulen im Vergleich mit anderen Ländern, die eine universitäre Lehrpersonenbildung kennen, eine

grosse Chance. Wir müssen sie aber nutzen, und darin können wir sicher noch besser werden. Einerseits können wir dazu die Zusammenarbeit mit den Schulen stärken, andererseits müssen wir aber auch im Studium die verschiedenen Bereiche der Ausbildung expliziter aufeinander beziehen. Am Institut Sekundarstufe I und II erarbeiten wir dazu aktuell «concept maps», mit deren Hilfe Studierende erkennen können, wie die Inhalte der verschiedenen Studienbereiche aufeinander bezogen sind.

Corinne Wyss: Jüngst war ich an einer Tagung in Deutschland. Unsere einphasige Ausbildung ist aus meiner Sicht hervorragend im Vergleich mit zweiphasigen Ausbildungen in anderen Ländern. Bei uns auf der Sekundarstufe I beginnen die Studierenden aktuell bereits im zweiten Semester mit dem ersten Praktikum und sie können regelmässig in der Praxis sein. Die Praktika und vor allem auch das Partnerschuljahr der PH FHNW sind bezüglich Praxisbedeutsamkeit hervorragende Elemente und bieten den Studierenden gute Voraussetzungen. Und gleichwohl können wir uns sicher auch noch weiter verbessern.

Andrea-Sandro Portapia: Das kann man wahrscheinlich immer. Aber wir müssen den Kopf sicher nicht hängen lassen. Ich finde, dass die Ausbildung an der PH FHNW grundsätzlich gut ist. Noch mehr Praxis im Rahmen des Studiums anzubieten, wäre eine zeitliche Schwierigkeit bezüglich der Studiendauer und eine Frage von finanziellen Ressourcen. Ich habe auch den Eindruck, dass andere PHs das Partnerschulsystem der PH FHNW aufgreifen und kopieren, das ist ein Zeichen, dass die Ausbildung an der PH FHNW gut ist. Dennoch sollte man sich nicht auf den Lorbeeren ausruhen und sich damit zufriedengeben, sondern weiterhin nach Verbesserungsmöglichkeiten suchen.

Claudia Schmellentin: Aus meiner Sicht ist fraglich, ob die Praxisbedeutsamkeit automatisch mit mehr Praxisanteilen steigt. Praxisbedeutsamkeit kann auch steigen, wenn man besser versteht, wie die Praxis funktioniert – und das wäre dann wieder am Lernort Hochschule angesiedelt. Wir haben mittlerweile das Problem, dass viele Studierende schon so viel arbeiten, dass fast zu viel Praxis vorhanden ist und die Distanz und das Reflektieren fehlt. Nicht umsonst gehört in den Berufspraktischen Studien die Reflexion fix dazu. Nicht umsonst gibt es auch Übungsfelder, in denen es möglich ist, sich auf einzelne Aspekte zu fokussieren und nicht gleich die ganze Komplexität zu meistern. Solche Fenster sind sehr wichtig. Wenn man ausschliesslich in der Praxis drin ist, fehlt der Fokus auf das Lernen. Es geht primär darum, den Alltag möglichst störungsfrei zu meistern.

Corinne Wyss: Das sehe ich auch so. Die Wirksamkeit des Studiums erhöht sich nicht per se mit einer Ausweitung der Praxisanteile. Bedeutsam ist, wie die Praktika im Studienverlauf eingebettet sind und inwiefern die Praxiserfahrungen begleitet und reflektiert werden.

Miriam Märki hat erwähnt, dass sie es geniesse, im Studium an der Hochschule Wissen aufbauen zu können, weil sie das Gefühl habe, beim Berufseinstieg dann so viel zu tun zu haben, dass zu Beginn keine Zeit bleibe, sich weiter theoretisches Wissen anzueignen. Wie schätzen Sie die Phase des Berufseinstiegs ein?

Andrea-Sandro Portapia: Es ist sicher ein wichtiger Faktor, dass man sich im Studium einen Rucksack mit theoretischem und fachlichem Wissen angeeignet hat und auf dieses Wissen zurückgreifen kann. Ich habe im Laufe der vergangenen Jahre gemerkt, dass es Unterstützung im Team braucht. Es braucht ein Auffangnetz in der Praxis. Man kann noch so viel fachliches und theoretisches Wissen haben, am schwierigsten ist es letztlich, mit dem Verhalten von Kindern und Eltern umzugehen. Das sind die herausforderndsten Situationen für Lehrpersonen. Und diesbezüglich – ich komme wieder auf mein Votum von vorhin zurück – hat ein Studium einfach seine Grenzen. Studierende auf das «echte Leben» vorzubereiten, geht nur bis zu einem gewissen Grad. Deshalb brauchen Berufseinsteiger*innen Personen, die ihnen Halt geben – seien es andere Lehrpersonen oder die Schulleitung.

Claudia Schmellentin: Das ist sehr wichtig. In der Berufseinstiegsphase fällt die Komplexitätsreduktion aus Praktikum und Studium weg. Hier spielt die Unterstützung an der Schule sicher eine wichtige Rolle. Es braucht ein gemeinsames Verständnis aller Beteiligten, dass es sich beim Berufseinstieg immer noch um eine Lernphase handelt. Die Berufseinsteiger*innen sind dann zwar selbstständiger unterwegs, aber brauchen weiterhin Unterstützung. Es darf kein Bruch passieren dahingehend, dass Berufseinsteiger*innen von einem Moment auf den anderen ganz auf sich allein gestellt sind. Schulen und Hochschule haben eine gemeinsame Verantwortung in der Aus- und Weiterbildung von Lehrpersonen.

Schon mehrfach wurden nun die Grenzen angesprochen, die ein Studium aufweist. Wie transparent sind diese für die Studierenden?

Corinne Wyss: Das Credo des lebenslangen Lernens ist aus meiner Sicht ein Auftrag, den Lehrpersonen ohnehin haben sollten. Das sollte auch offen so kommuniziert werden. Die gesellschaftlichen Vorausset-

«Die Studierenden können alles miterleben, aber haben nicht die gleiche Verantwortung wie in einer eigenen Klasse.»

Corinne Wyss

zungen und auch das Schulsystem verändern sich über die Jahre. Aktuell sind Digitalisierung oder moderne Lehr- und Lernformen diesbezüglich gute Stichworte. Am Anfang stehen sicherlich die Herausforderungen im Umgang mit Schüler*innen und Eltern etwas mehr im Zentrum, aber auch wenn man darin eine gewisse Routine entwickelt hat, ist man nicht fertig. Lehrpersonen sollten im Idealfall eine Haltung entwickeln, die besagt, dass es nach der Ausbildung nicht fertig ist, sondern erst richtig anfängt.

Andrea-Sandro Portapia: Die Ausbildung ist quasi der Startschuss ...

Corinne Wyss: ... genau. Dieser Auftrag beinhaltet im Kleinen auch, dass man jeden Tag reflektiert, was man vielleicht noch anders oder besser machen könnte. Ich finde, diesen Anspruch an Lehrpersonen darf und muss man auch so offen kommunizieren. Claudia Schmellentin: Diese Kommunikation braucht es gegenüber den Studierenden, aber auch gegenüber den Schulen und Behörden. Sie müssen wissen, dass die Ausbildung beim Berufseinstieg und im ganzen Berufsleben weitergeht. Sonst werden Berufseinsteiger*innen mit Ansprüchen konfrontiert, die sie vielleicht noch gar nicht erfüllen können. Und die Berufseinsteiger*innen müssen wissen, dass sie Fehler machen dürfen und im Schulteam aufgefangen werden. Sie müssen wissen, dass und wo sie Unterstützung erhalten. In diesem Sinne braucht es eine Kommunikation in alle Richtungen. Mein Wunsch wäre zudem, dass alle sehen, dass wir bereits ein sehr praxisbedeutsames Studium anbieten. Das heisst nicht, dass wir nicht besser werden sollen. Aber ich würde mir wünschen, dass die Dualität von Theorie und Praxis hinterfragt würde. Dass Theorie und Pra-

xis nicht mehr als Dinge dargestellt werden, die voneinander losgelöst sind, sondern dass man sieht, dass sie zusammengehören und sich gegenseitig bedingen.

Andrea-Sandro Portapia: Zur Kommunikation gegenüber den Studierenden noch Folgendes: Ich finde, man muss ihnen sehr transparent machen, was im Studium leistbar ist und was nicht. Es ist nur ehrlich, wenn man sagt, gewisse Dinge könnt ihr bei uns lernen und mitnehmen und andere Sachen nicht. Auch hier wieder verbunden mit dem «Why». Also erklären, warum es im Rahmen des Studiums nicht geht: Das, was im Alltag zur Belastung werden kann, können pädagogische Hochschulen nur beschränkt mitgeben. Das muss auch den Studierenden bewusst sein. So wie ich es bislang erfahren habe, wissen sie es eigentlich auch, aber es wird ihnen nie klipp und klar gesagt. In meinen Augen wäre das kein grosser Effort für eine PH, wenn sie schwarz auf weiss aufzeigen würde: Das können wir leisten, und das nicht. Dann ist auch klar, welchen Weg die Studierenden noch beschreiten müssen, wenn sie im «echten Leben» angekommen sind.

Claudia Schmellentin: Wir entwickeln aktuell ein Instrument für diese Kommunikation, das sogenannte Tableau. Es zeigt auf, was man im Studium lernt, was in der Berufspraxis, in der Schule beim Berufseinstieg oder in der Weiterbildung. Themen wie Elterngespräche können im Studium zwar angeschnitten werden. Aber wirklich lernen kann man es erst im Berufseinstieg, wenn man mit der Situation konfrontiert ist. Es ist wichtig, ein gemeinsames Verständnis zu diesen Gewichtigungen zu entwickeln und dieses gegenüber allen transparent zu machen.

«Da merkten wir: Hier passiert es jetzt, hier brauchen wir den Background»

Von Marc Fischer (Text) und Christian Irgl (Foto)

Miriam Märki studiert im vierten Semester des Studiengangs Sekundarstufe I an der PH FHNW. Aktuell befindet sie sich im Partnerschuljahr. Vor ihren Praktika im Rahmen des Studiums hat sie in Stellvertretungen Unterrichtserfahrung gesammelt. Nach den Sommerferien übernimmt sie eine längere Stellvertretung von einem Jahr mit wechselndem Pensum. Im Gespräch spricht sie über Wissensaufbau, Eigenverantwortung von Studierenden und darüber, wie sie die Verschränkung von Theorie in Praxis im Studium wahrnimmt.

Ist Ihnen der Begriff «Praxisbedeutsamkeit» geläufig und was verstehen Sie darunter?

Miriam Märki: Ich muss zugeben, ich habe das Wort gegoogelt. Für mich ist der Begriff nahe bei Praxisbezug: Es geht darum, was wir im Studium lernen, das wir dann in der Praxis anwenden können. Dabei habe ich zuerst an die fachdidaktischen Module gedacht und danach an die Erziehungswissenschaften. Und weil ich aktuell gerade im Partnerschuljahr bin, habe ich auch an die Verknüpfung des Praktikums mit dem Fachunterricht und dem Reflexionsseminar gedacht.

Das heisst, Sie hatten hauptsächlich die Anwendbarkeit im Kopf, die Frage, wie etwas im Unterricht oder im späteren Berufsleben gebraucht werden kann?

Miriam Märki: Es geht auch um Wissen, das wir uns erarbeiten und auf das wir dann später zurückgreifen können. Wir versuchen im Studium und im Praktikum

oft Verknüpfungen zu machen. Ich habe beispielsweise Deutsch als Fach. Beim Thema «fehlerdifferenzierte Aufsatzkorrektur» überlege ich mir, wie ich Aufsätze im Praktikum korrigiere und wie ich auf mein theoretisches Wissen zurückgreifen kann. Wie kann ich bei Schüler*in XY dieses Wissen anwenden. So stelle ich den Bezug vom erarbeiteten Wissen zu meinen Handlungen her.

Im Verständnis der PH FHNW geht das Verständnis von «Praxisbedeutsamkeit» noch weiter (vgl. Editorial und Fokus-Gespräch auf S.8). Es geht auch darum, nicht nur das «Know-how», sondern auch das «Know-why» und das «Know-what» aufzubauen. Werden Ihnen Was und Warum im Studium vermittelt?

Miriam Märki: Ja. Ich verweise auch hier wieder aufs Praktikum. Dabei haben wir ein Planungsraaster und wenn wir eine Unterrichtseinheit planen, gibt es zu den Lernzielen verschiedene Spalten: Sachanalyse, Voraussetzungen und Wichtigkeit/Sinn. Darin ist die Frage nach dem Warum enthalten. Das Wie ist in der didaktischen Vorbereitung ohnehin eingeschlossen und das Was ist die Analyse der Sache, die oftmals auch lehrmittelbasiert ist.

Sie haben jetzt oft Bezug auf Ihr Praktikum genommen. Wenden wir den Blick nun den Modulen zu, die an der PH stattfinden. Wird in diesen Veranstaltungen jeweils klar, warum die vermittelten Inhalte praxisbedeutsam sind?

Miriam Märki: Aus meiner Sicht sicher. Ich lasse jetzt Fachdidaktik mal aussen vor, dort ist der Praxisbezug



«Wir geniessen es auch, dass wir uns während des Studiums in den fach- und erziehungswissenschaftlichen Aspekten weiterbilden dürfen»: Miriam Märki, Studentin des Studiengangs Sekundarstufe I.

ohnehin gegeben. Ich werde auf der Sekundarstufe I unterrichten und dort ist es wichtig, dass wir den Schüler*innen wissenschaftlich basiertes Fachwissen vermitteln können. Dass wir als Lehrpersonen fachlich sattelfest sind, dass wir deutlich mehr wissen, als wir der Klasse vermitteln, und dadurch auch auf Fragen reagieren und vertieft darauf eingehen können. In den ersten beiden Semestern waren die Fachwissenschaften darauf ausgerichtet, uns Fachwissen zu vermitteln. Es ging beispielsweise in einem Englisch-Modul um linguistische Aspekte. Im Klassenzimmer werden wir diese nie genau so brauchen, aber sie helfen uns, ein vertieftes Verständnis der Sprache und des Umgangs mit dieser Sprache zu erhalten. Zu reflektieren, wie man sich differenziert ausdrücken kann, was in einem Klassenzimmer – gerade in einer Fremdsprache – extrem wichtig ist. Mittlerweile bin ich im vierten Semester und es kommen in den fachwissenschaftlichen Modulen immer wieder Hinweise und Verknüpfungen, die das aufgebaute Wissen mit dem, was wir im Unterricht vermitteln werden, in Verbindung bringen.

Und wie sieht es in den Erziehungswissenschaften aus?

Miriam Märki: In den Erziehungswissenschaften haben wir sehr viele Lerntheorien behandelt – Behaviorismus etwa, oder sozialen und kognitiven Konstruktivismus. Diese Theorien halfen uns zu verstehen, wie man einen Unterrichtsinhalt aufbereiten kann, damit man das Lernen der Schüler*innen anregt. Durch Aktivierung des Vorwissens zum Beispiel oder durch kognitive Aktivierung. Dazu wurde uns der wissenschaftliche Hintergrund vermittelt – aber stets mit der Verknüpfung zum Unterricht in der Schule.

Bei Ihnen kommt an, dass ein solcher theoretischer Hintergrund für die Praxis ebenfalls bedeutsam ist. Wird dies auch jeweils explizit angesprochen und vermittelt oder ist das eine Transferleistung, die Sie persönlich für sich gemacht haben?

Miriam Märki: Sehr gut findet der Transfer bei Dozierenden statt, die sowohl Fachdidaktik als auch auf der

Zielstufe unterrichten. Andere Dozierende unterrichten nur Fachwissenschaften. Dort waren die Anknüpfungen weniger explizit. Generell gab es auch Momente, in denen ich mich gefragt habe, wieso wir bestimmte Dinge lernen müssen. Ich hatte beispielsweise ein Modul, in dem wir lange nur experimentiert haben und wir uns gefragt haben, warum genau wir dies machen. Wir haben den Dozenten dann gefragt und er hat uns völlig einleuchtend erklärt, dass es darum geht, den Umgang mit den Laborgeräten zu beherrschen. Wenn man nachfragt, bekommt man also fundierte Antworten. Grundsätzlich ist es uns Studierenden aber sehr bewusst, dass wir Fachwissen aufbauen müssen. Im Berufsalltag – das nehme ich jedenfalls aktuell an – bleibt dieser Wissensaufbau wahrscheinlich am ehesten auf der Strecke. Ich glaube, in den ersten Berufsjahren ist man dann mit didaktischen Aufbereitungen so beschäftigt, dass man sich nicht noch privat Hintergrundwissen oder Theorien aneignet.

Ich höre heraus, dass man die Bezüge zur Praxis oder die Aspekte der Praxisbedeutsamkeit noch expliziter machen könnte seitens der PH FHNW, sodass die Anschlussfähigkeit noch besser gewährleistet wäre.

Miriam Märki: Ich konnte mir im ersten Semester ohne Praktikum noch nicht so gut vorstellen, wie es später in einem Klassenzimmer sein würde, brachte ich doch nur die Erfahrung von kurzen Stellvertretungen mit, in denen ohnehin das meiste vorgegeben war. Ich konnte dadurch ganz zu Beginn des Studiums das vermittelte Wissen zu wenig gut einordnen oder zu wenig davon profitieren. Mittlerweile hat sich das durch die Praktika geändert. Gerade vorhin habe ich mit jemanden aus meinem studentischen Umfeld gesprochen. Thema war, dass wir es auch geniessen, dass wir uns während des Studiums in den fach- und erziehungswissenschaftlichen Aspekten weiterbilden dürfen. Manchmal fehlt dennoch der Bezug, wie es dann im Klassenzimmer adaptiert oder angewendet werden könnte. Im Bereich Naturwissenschaften waren wir beispielsweise in Chemie oder Physik deutlich über dem Level, das ich an der Kanti erlebt hatte. Und hier fehlte manchmal der Ansatz, wie man das nun wieder auf Sek-I-Niveau herunterbrechen könnte.

Wie sieht es mit der Anschlussfähigkeit im erziehungswissenschaftlichen Bereich aus?

Miriam Märki: Das Modul über Lerntheorien war zunächst schwierig zu adaptieren. Im nächsten Modul machten wir dann aber Videoanalysen und thematisierten beispielsweise Störungsintervention – etwas, das letztlich auf den Lerntheorien basiert. Da merkten

wir dann schon: Hier passiert es jetzt, hier brauchen wir diesen Background. Aber im Moment, als wir es effektiv gelernt haben, hatte ich noch nicht überall gesehen, wo und wie ich es dann in meinem Berufsalltag brauchen kann. Ich verstehe auch, dass das Studium am Anfang theoriebasiert sein muss. Als ich im Studium erstmals von den Theorien von Deci und Ryan gehört habe, war das für mich ein grosses Fragezeichen. Mittlerweile brauche ich Ansätze daraus ständig im Unterricht. Nur immer auf Praxis ausgelegt kann das Studium nicht sein, sonst fehlt einem der Hintergrund, um etwas fundiert zu erklären oder zu begründen. Es braucht auch die Theorien, sonst wäre es kein Studium. Mich interessieren solche Theorien auch, nicht zuletzt, weil die Praxis ja nicht zu kurz kommt.

Haben Sie Verbesserungs- oder Veränderungswünsche in puncto Praxisbedeutsamkeit?

Miriam Märki: Was mir im ersten Semester gefehlt hat, war ein Praktikum. Das Praktikum zeigt einem die Realität eben besser als die Module an der Hochschule. Erst wenn man diesen Alltag intensiv erlebt, sieht man, was alles dahintersteckt.

Apropos alles, was noch dahintersteckt: Wie ist hier der Wissensaufbau? Sind Sie nach dem Studium darauf vorbereitet?

Miriam Märki: Ich weiss es ehrlich gesagt noch nicht. Nehmen wir das Beispiel Elternabend: Diesen werde ich allein bewältigen müssen bei meiner Anstellung ab Sommer. Ich weiss noch nicht, ob und wie das Thema bis dahin im Studium noch behandelt wird. Bislang haben wir noch nicht viel dazu gelernt, wie man den Eltern begegnet, fundiert auf Kritik reagiert oder ein Elterngespräch aufbaut. Aber ich denke, dass wir zu diesen Aspekten in den Praktika viel mitnehmen können. An der PH ein Elterngespräch zu simulieren ist eher nicht möglich. Hier liegt es meiner Ansicht nach auch in der Verantwortung der Studierenden, im Praktikum auf die Lehrperson zuzugehen und darum zu bitten, bei einem Elterngespräch dabei sein zu dürfen. Dieses Engagement unsererseits braucht es. Ich habe beispielsweise im Partnerschuljahr auch ein Skilager begleitet, um zu sehen, was es heisst, ein Lager zu leiten. Solche Dinge liegen auch in der Verantwortung der Studierenden. Die Studienvariante MasterPlus mit dem begleiteten Berufseinstieg könnte hier eine gute Lösung sein, die ich mir auch überlege. Ich habe das Gefühl, dass durch den Rückhalt von Mentor*innen der Berufseinstieg etwas aufgefangen wird und nicht von Null auf Hundert passiert.